

Rezensionen

Rolf-Torsten Kramer

Wo steht die Qualitative Bildungsforschung?

Über Entwicklungen und Perspektiven eines Forschungsprogramms

Bereichsrezension „Bildungsforschung“ zu *Rudolf Tippelt* (Hrsg.): Handbuch Bildungsforschung. Opladen: Leske + Budrich 2002 (in Auszügen). ISBN 3-8100-3196-8, 845 S., Preis: 39,- Euro

Wolfgang Seitter: Riskante Übergänge in der Moderne. Vereinskulturen, Bildungsbiographien, Migranten. Opladen: Leske + Budrich 1999. ISBN 3-8100-2487-2, 434 S., Preis: 37,90 Euro

Ulf Brüdigam: Strukturelle Aspekte moderner Bildungsprozesse. Das Beispiel der Star-Trek-Fans. Opladen: Leske + Budrich 2001. ISBN 3-8100-3178-X, 260 S., Preis: 25,50 Euro

Merle Hummrich: Bildungserfolg und Migration. Biographien junger Frauen in der Einwanderungsgesellschaft. Opladen: Leske + Budrich 2002. ISBN 3-8100-3429-0, 354 S., Preis: 36,- Euro

Nimmt man die Initiative der DFG zur Einrichtung von Forschergruppen im Bereich der empirischen Bildungsforschung als Ausgangspunkt, dann könnte man einen „Notstand“ in diesem Forschungsfeld vermuten. Diese These lässt sich zudem

verstärken, wenn man die Initiative als reflexhafte Reaktion auf die Ergebnisse von PISA interpretiert. Allerdings trifft man damit nur einen Teil des zugrundeliegenden Zusammenhangs. Schließlich ist PISA selbst ja ein fundamentaler Ausweis dafür, dass empirische Bildungsforschung erfolgreich und mit enormer öffentlicher Aufmerksamkeit aktuell praktiziert wird. Das Problem ist also scheinbar noch etwas anders gelagert. Es geht der DFG dem Anspruch nach vordergründig um eine Stärkung der universitären Bildungsforschung. Unterschwellig verweist die Initiierung von Forschungsprojekten aber auch auf Erklärungslücken, die von PISA aufgezeigt, aber nicht gefüllt werden. Wie es neben PISA mit der empirischen Bildungsforschung aktuell aussieht und welche Rolle dabei einer Qualitativen Bildungsforschung zukommt, soll im folgenden anhand dieser Bereichsrezension über ausgewählte Veröffentlichungen im Kontext der qualitativen Bildungsforschung weiter verfolgt werden.

Das „Handbuch Bildungsforschung“ ist – darauf verweist der Herausgeber *Rudolf Tippelt* in seiner Einleitung – mit seinen fast 850 Seiten Umfang Ausdruck der starken Expansion und Differenzierung der Bildungsforschung in der Bundesrepublik seit den 60er Jahren. Es handelt

sich dabei um einen Forschungsbereich, der zwar in der Erziehungswissenschaft seine Wurzeln hat, der aber zugleich einen multidisziplinären Charakter trägt, quantitative und qualitative Ansätze umsetzt und damit insgesamt „nur unscharf abzugrenzen ist“ (S. 9). Bildungsforschung, die „aus einem besonderen Informationsbedürfnis einer interessierten Öffentlichkeit“ entsteht und „in diesem Sinne auch Aufklärung leisten“ will (S. 12), ist also Resultat und Ausdruck einer „notwendige[n] permanente[n] Dauerbeobachtung von Bildungsprozessen in einem differenzierten Wissenschaftssystem“ (S. 15).

Das „Handbuch Bildungsforschung“ gliedert die 43 Beiträge der überwiegend universitären Autorenschaft in 7 Teile, die jeweils disziplinäre Bezüge in der Bildungsforschung repräsentieren (1), regionale und internationale Bezüge diskutieren (2), den Blick auf Institutionen und die professionellen Arbeitsfelder richten (3), die Methoden der Bildungsforschung skizzieren (4), den Bezug auf Lebensalter herausarbeiten (5), aktuelle Bereiche der Bildungsforschung vorstellen (6) und schließlich einen Beitrag mit Verweisen auf wissenschaftliche Einrichtungen der Bildungsforschung enthalten (7).

Damit sind die Beiträge im Zuschnitt und in der Ausgestaltung sehr unterschiedlich. Einen hilfreichen Einstieg bietet der Beitrag von *Peter Zedler*, der detailliert die Entwicklung der Bildungsforschung nachzeichnet. Der Beitrag zeigt, wie sich in den 70er Jahren eine Gleichsetzung der außeruniversitären Bildungsforschung mit einer quantitativen Forschungsmethodik durchgesetzt hat. Erst mit der Verstärkung einer universitär verankerten Bildungsforschung Anfang der 80er Jahre und durch die qualitative Wende in den Sozialwissenschaften kommt es dann zu einem Methodenpluralismus und zu integrativen Ansätzen in der Bildungsforschung. Parallel dazu vollzieht sich eine thematische Ausweitung der Bildungsforschung, die etwa in der „pädagogischen Programmentwicklung“ oder als Planungs- und Entwicklungshilfe teilwei-

se „allenfalls einen indirekten Bezug zu empirischer Forschung“ aufweist (S. 26.). Im Fazit wird deutlich, dass die Erziehungswissenschaft ihre anfängliche Position als Leitdisziplin in der Bildungsforschung zwar verloren hat, umgekehrt aber die Bildungsforschung die zentrale Trägerrolle für die sozialwissenschaftliche Umorientierung der Erziehungswissenschaft übernommen hat.

Als Ergänzung dieser Entwicklungsgeschichte eignet sich u.a. der Beitrag von *Yvonne Ehrenspeck*, der parallel dazu die Diskussion des Bildungsbegriffs und die Entwicklung der Bildungssemantik nachzeichnet. Dabei seien neben Kompatibilitätsproblemen zwischen Bildungstheorie und Bildungsforschung immer wieder fruchtbare Anstöße und tragfähige Vorschläge der Verbindung, z.B. im Konzept der Erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung, zu verzeichnen.

Die Entwicklung der Bildungsforschung ist demnach durch eine Dynamik in der methodischen Orientierung bestimmt, als deren Ergebnis heute quantitative und qualitative Ansätze nebeneinander stehen. Dass hier auch heute noch durchaus Akzeptanzprobleme bestehen, verdeutlicht der Beitrag von *Norbert M. Seel*, der empirische Bildungsforschung und den quantitativen Ansatz in eins setzt. Der Blick auf eine qualitative Bildungsforschung erfolgt auch dann nicht, wenn die Schwierigkeit eingestanden wird, dass es „trotz einer Fülle von Daten“ nur „begrenzt gelingt, theoretisch begründete Erklärungen für den Erfolg oder Misserfolg von Bildungsprogrammen zu geben“ (S. 428). Allerdings weist seine Forderung nach einer Verbindung verschiedener Hierarchieebenen in Mehrebenenanalysen auf einen Trend, der auch für die Qualitative Bildungsforschung gilt.

Aus der Sicht von *Detlef Garz* und *Ursula Blömer* erfuhr nämlich mit der interpretativen Wende in den Sozialwissenschaften nicht nur die Hinwendung zum individuellen Bildungsverlauf, sondern das ganze Spektrum an Bildungsforschung einen Aufschwung. So werde zwar

von der Erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung eine besondere Affinität und Deckungsgleichheit zur Bildungsforschung behauptet, jedoch seien auch Forschungen im Meso- und Makrobereich zum Forschungsfeld der Qualitativen Bildungsforschung zu rechnen. Im Mikrobereich ist dominant die Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung platziert, die sich „auf individuelle Lebens-, Bildungs- und Lernprozesse bezieht und versucht, den verschlungenen Pfaden biographischer Ordnungsbildung unter den Bedingungen einer sich rasant entwickelnden Moderne (bzw. Postmoderne) zu folgen“ (S. 446). Im Mesobereich betrifft dies hermeneutisch-rekonstruktive Studien zum Verhältnis von Familie und Schule oder zur peer-group. Im Makrobereich werden beispielhaft die Rekonstruktionen zur Schulkultur, ethnographische Lebenswelt- bzw. Milieustudien genannt, die in der Verbindung mit Biographieanalysen besonders weiterführend sind.

Wie sich qualitative Ansätze in der Bildungsforschung entwickelt und etabliert haben, kann dann für verschiedene Bereiche und Forschungsfelder anhand der Beiträge des Handbuches studiert werden. Für den Bereich Familie schlägt z.B. *Lothar Böhnisch* die Erweiterung um die biographische Perspektive, also um die Aneignungs- und Erfahrungsseite des Subjektes und um die bildungsrelevanten Einflüsse der Jugendlichen peer-group vor. Dabei kann mit dem Habitus-Konzept der Einfluss sozialer, kultureller und ökonomischer Ressourcen der Familie erfasst und seinerseits „in einen familienübergreifenden kulturellen und sozialen Kontext gestellt“ werden (S. 291).

Gabriele Gloger-Tippelt zeigt für den Bereich Kindheit, dass Verfahren der Qualitativen Bildungsforschung mit der neuen programmatischen Betonung der Eigenaktivität des Kindes auf dem Vormarsch sind. Sie warnt zugleich vor einer neuen Gegenüberstellung von Individuum und Gesellschaft in überspitzten Konzepten der Selbstbildung und -sozialisation und betont die Wichtigkeit der Betrachtung

familiärer und außerfamiliärer Kontexte.

Aus der Perspektive der schulischen Bildung verdeutlicht *Hans Günter Holtappels*, wie Bildungsbeteiligung und Schulwahlverhalten mit historischen und kulturellen Rahmungen verstrickt sind. Zwar habe sich die Bildungsbenachteiligung nach Region und Religion abgeschwächt. Dafür bestehen nach wie vor Benachteiligungen nach sozialer Herkunft, Geschlecht und Ethnizität. Von der Bildungsexpansion haben damit vor allem deutsche, männliche Jugendliche aus der sozialen Gruppierung der Beamten- und Angestelltenschaft profitiert. Er plädiert für ein Zusammenwirken der inneren Schulentwicklung mit einer strukturellen, äußeren Schulreform als Aufgabe der Bildungspolitik, der Erziehungswissenschaft und der Schulpraxis.

Die Verbindung von Bildungsforschung und Jugendforschung ist nach *Heinz-Hermann Krüger* und *Cathleen Grunert* im Wesentlichen erst mit der Durchsetzung qualitativer Forschungsmethoden zustande gekommen. Damit kann neben dem Sinnverlust der Schule für Jugendliche auch gezeigt werden, wie die Freizeit teilweise zur „Nebenschule“ wird (S. 505) und neue Ungleichheiten durch die Konstitution von „Peerkapital“ entstehen (S. 507).

Für die Erwachsenenbildung/Weiterbildung (*Ekkehard Nüssli*), für das mittlere Erwachsenenalter (*Wilhelm Mader*) und für das höhere Erwachsenenalter (*Andreas Kurse/Gabriele Maier*) geht die Etablierung qualitativer Ansätze in der Bildungsforschung zunächst von einer qualitativen Teilnehmerforschung aus. Weil letztlich Bildung nur als Selbstbildung und -aneignung gelingen kann, geraten die Aneignungsbiographien und zunehmend auch Lehr-Lernprozesse sowie die Arrangements der Weiterbildungsinstitutionen in den Blick.

Die kurzen Streiflichter zeigen, dass qualitative Zugänge eine notwendige und fruchtbare Erweiterung der empirischen Bildungsforschung darstellen. Insgesamt

bietet das Handbuch den bisher umfassendsten Überblick über den aktuellen Stand der empirischen Bildungsforschung. Die Systematik des Bandes ermöglicht dem Leser einen thematisch fokussierten Einstieg über ausgewählte Einzelbeiträge. Positiv hervorzuheben ist auch die Dokumentation von Forschungseinrichtungen in einem eigenen Beitrag. Problematisch scheint jedoch, dass die Beiträge teilweise sehr unterschiedlich aufgebaut sind und der Herausgeber in seiner Einleitung auf eine eigene systematisierende Kommentierung der Beiträge verzichtet hat.

In seiner Studie „Riskante Übergänge in der Moderne“ geht *Wolfgang Seitter* von modernisierungstheoretischen Überlegungen aus, nach denen „Übergangsfähigkeit“ als „biographische Schlüsselqualifikation“ für die Bewältigung der Anforderungen einer modernisierten Moderne entworfen wird (S. 15). Die Beschäftigung mit Migrantenbiographien als „Übergangsexperten“ ist für die Analyse von Übergängen und Kontextwechseln deshalb besonders ergiebig (S. 16). Dazu werden in der Studie die Analyse von Migrantenvereinen und Migrantenbiographien zusammengeführt. Das Buch ist in 4 Teile gegliedert. Im ersten Teil werden der theoretische und methodische Rahmen der Studie vorgestellt. Im zweiten Teil folgen zwei Fallstudien zu Migrantenvereinen, denen im dritten Teil vier Bildungsbiographien spanischer Migranten gegenübergestellt werden. Im vierten Teil werden die Ergebnisse der Fallrekonstruktionen gebündelt.

Im ersten Teil setzt sich *Seitter* zunächst kritisch mit der defizitorientierten Thematisierung von Migration in der Erziehungswissenschaft auseinander, die den Blick auf selbstbezogene Bildungsformen und bildungsbiographische Aneignungsprozesse vernachlässigt. Der zweite Fokus der Studie bezieht sich auf den Verein als „eine neu geschaffene soziale Struktur“ zwischen der „alten und neuen Welt“ (S. 22). Beide Perspektiven sollen in der Vereins- und Biographieanalyse zusammengeführt werden. Nach einem Be-

zug auf die Vereins- und Biographieforschung werden die Vorüberlegungen in drei schlüssigen Thesen zugespitzt, die plausibel sind, aber unmittelbar vor den Fallstudien irritieren. In gewisser Weise werden damit ableitbare Ergebnisse aus den Fallstudien theoretisch vorweggenommen.

Im Anschluss wird die Auswahl spanischer Migranten und die methodische Anlage der Studie expliziert. *Seitter* positioniert seine Studie im Kontext einer hermeneutisch-rekonstruktiven Sozialforschung, bei der es mit einem methodenpluralen Zugang um die mikroskopische Sinnerschließung durch teilnehmende Beobachtung, offene, thematisch strukturierte Interviews und Verfahren der sequentiellen Feinanalyse geht. Für die Vereinsanalyse wurden zwei maximal kontrastierende Vereine in Frankfurt ausgewählt und während eines Jahres regelmäßig besucht. In der offenen Darstellung der Anforderungen und Probleme des Feldzuges werden zugleich auch zentrale methodologische Diskussionen innerhalb der Ethnographie berührt. Etwas knapper fällt die Darstellung zur Interviewführung aus. Mit der Konzeption der Interviews als offen, thematisch strukturierte Interviews sollen „subjektiv verfügbare Wissensbestände und Erfahrungsdeutungen“ rekonstruiert werden (S. 54). Leider wurde hier die „narrationsgenerierende Ambition“ nicht expliziert und damit scheinbar die methodologische Vorarbeit von Schütze verschenkt. Die wenigen Hinweise auf den Auswertungsmodus der Beobachtungsprotokolle und der Interviews lassen zwar bestimmte methodische Orientierungen errahnen, verhindern aber eine genaue Positionierung im Feld qualitativer Ansätze und einen methodologischen Nachvollzug des Vorgehens.

Den Abschluss des ersten Teils bilden die Hinweise auf den Aufbau des Buches und die Danksagung, die aber im Vorwort besser aufgehoben wären und dort den Einstieg in die Studie erleichtern würden.

Der anschließende zweite Teil widmet sich den Fallstudien der beiden Vereine.

Nach einer wohlsortierten Systematik werden beide Vereine jeweils zunächst über ethnographische Beschreibungen, die Rekonstruktion der Vereinsgeschichte und die Interpretation eines Beobachtungsprotokolls vorgestellt, um dann in einem die Fallstudie jeweils abschließenden Abschnitt auf die rekonstruierten Strukturprobleme und deren Bearbeitungsstrategien hinzuweisen. Diese Fallstudien sind sehr dicht und gewähren in der Kombination sehr verschiedener Materialien und Zugänge einen umfassenden Einblick. Interessant ist dabei, dass bereits über die erste kursorische Annäherung zentrale Problemstrukturen benannt werden können. Nachteilig wirken dagegen einige Dopplungen in der Darstellung, die aus der Reihung der verschiedenen Zugänge resultieren.

Im Vergleich der Fallstudien können dann die Vereine in ihrer Eigenheit noch einmal pointiert herausgearbeitet werden: Auf der einen Seite der „Spanische Kulturkreis“, der trotz umfassender Beteiligungskrise an den elitären und tendenziell ideologischen, kulturellen und politischen Ansprüchen festhält, damit aber Geselligkeit tendenziell diskreditiert, nachfolgende Generationen ausschließt und in Verbindung mit der Raumproblematik wegzuschumpfen droht. Auf der anderen Seite das „Demokratische Haus“, das über eine expansive und emanzipierende Vereinsgeschichte und die stärkere Gewichtung geselliger und intergenerativer Ansprüche sowie eine intensive Verschränkung mit der Lokalöffentlichkeit den Weggang der älteren Migranten durch die Integration nachfolgender Generationen tendenziell auffangen kann. *Seitler* kann hier sehr schön aufzeigen, wie diese Vereinsgeschichte in kollektive Deutungsmuster eingeht und sich damit reproduziert.

Im dritten Teil werden dann die Bildungsbiographien von vier Migranten in drei Fallstudien vorgestellt. Herr Sánchez steht für eine lange und dichte Vereinskarriere, die zum zentralen Bezugspunkt seiner Biographie wird. Dahinter verbirgt

sich aber die Dramatik, dass diese quasi als Ersatzkarriere seiner gescheiterten Aufstiegsaspirationen fungiert, weil der Verein einen politisch-emanzipativen Raum für Statussicherung und Anerkennung eröffnet. Die Fallstudie von Frau Garcia wird als Emanzipationsdrama entwickelt. Ihre Migration wird durch traumatische Demütigungs- und Ohnmachtserlebnisse motiviert. Zum Verein hat sie anfangs ein eher skeptisches und distanziertes Verhältnis, das aus seiner traditionellen hierarchischen Struktur resultiert. Durch die Verbindung zu anderen Frauen ihrer Generation kann sie dann aber den Verein als Bühne einer stellvertretenden Bearbeitung ihrer familial erlittenen Konflikte nutzen und sich durch den Aufstieg in der Vereinselite emanzipieren. Die dritte Fallstudie widmet sich Herrn Delgado und Herrn Salinas, die gemeinsam ein Interview mit dem Autor geführt haben. Bei beiden scheint die Migration vor allem aus ökonomischen Aufstiegserwägungen heraus zu erfolgen, und beide betten ihre Biographie sehr deutlich in die kollektive Migrationsgeschichte ein. Dabei fokussieren sie jeweils verschiedene Pole einer in der Migration lagernden Ambivalenz, das Leiden unter Fremdheit, Diskriminierung und Anpassungsdruck bei Herrn Delgado und die Leistungen, Erfolge und Transformationen bei Herrn Salinas.

Die Unterschiede in den biographischen Verläufen werden dann in einem Vergleich nochmals konturiert. Deutlich wird dabei, dass der Verein für die Migranten vielfältige Möglichkeiten der Auseinandersetzung, des Lernens und der Integration bietet. Eine Verknüpfung von biographischen Bildungsprozessen und Verein leistet *Seitler* hier jedoch nicht. Dieser müsste herausarbeiten, dass im Grunde nur bei Frau Garcia von einer Ermöglichung und Verstärkung eines biographischen Bildungsprozesses als Emanzipationsprozess zu sprechen ist, während bei Herrn Sánchez trotz der langen Vereinskarriere durch den Verein gerade ein umfassender Bildungsprozess verhindert scheint.

Im abschließenden vierten Teil werden die Ergebnisse noch einmal bilanziert und auf die anfängliche theoretische Rahmung bezogen. Sowohl der Migrantenverein als auch die Migrantenbiographien stehen als Formen der Selbstpädagogisierung für eine Entgrenzung des Pädagogischen. Beide ‚nutzen‘ diese Selbstpädagogisierung als Strategie der Risikobewältigung, der Verein, indem er darüber seine Sinnhaftigkeit und Funktion verbürgt, und die Migranten, indem sie die Bewältigung der Migrationsanforderungen durch Anpassungs- und Lernleistungen charismatisieren.

Insgesamt ist das Buch vom thematischen Fokus, der methodischen Umsetzung und der strukturierten Gestaltung her sehr lesenswert. Besonders überzeugen die Bezüge zu Moderne und Risiko, zur Ethnographie und die dichten Fallstudien der beiden Vereine. Die biographischen Fallstudien scheinen sich dagegen aus der Dominanz der Vereinsperspektive nicht ganz lösen zu können. Sie verlieren gegenüber der Vereinsstudie an Detaillierung und können deshalb die in der Fallgeschichte lagernden Probleme nicht markieren. Besonders im gemeinsam mit Herrn Delgado und Herrn Salinas geführten Interview verliert die Fallstudie an biographischer Dichte. Uneingeschränkt wünschenswert und erkenntnisreich ist aber die Vermittlung von Biographie- und Organisationsperspektive.

Auch die Studie „Strukturelle Aspekte moderner Bildungsprozesse“ von *Ulf Brüdigam* widmet sich in expliziter bildungstheoretischer Absicht dem Wechselverhältnis zwischen einer höheraggregierten Sinnwelt und biographischen Prozessen: konkret dem Zusammenhang von Fanswelt und den Bildungsprozessen bei Fans. Im ersten Teil werden Entwicklungen der Medienforschung und der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung diskutiert. Im zweiten Teil widmet sich Brüdigam anhand ausgewählter Positionen dem bildungstheoretischen Diskurs. Im dritten Teil werden die empirische Umsetzung und die Fallanalysen vorgestellt, die

dann abschließend im vierten Teil nochmals bildungstheoretisch verortet werden.

Die Verortung in der qualitativen Medienforschung erfolgt im ersten Teil in der Betonung einer produktiven und sinnzuweisenden Rezeption sowie der Beteiligung der Medien an der Herstellung von Welt- und Selbstreferenz. Damit verbindet sich die Entscheidung für ethnographische und biographieanalytische Zugänge. Innerhalb der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung fokussiert *Brüdigam* auf die Untersuchung von Mustern der Selbst- und Weltdeutung und zielt auf „die Aufdeckung des jeweiligen individuellen Koordinatensystems der existentiellen Verankerung des Menschen“ (S. 27).

Im zweiten Teil setzt sich *Brüdigam* innerhalb des bildungstheoretischen Diskurses mit den Positionen von Adorno, Lyotard und Marotzki auseinander und leitet aus der Zusammenführung einen Bildungsbegriff ab, der mit den methodologischen Implikationen der Medien- und Biographieforschung vermittelbar ist. Mit Adorno wird verdeutlicht, dass es bei Bildung über die bloße Anpassung hinaus um die „Hinwendung zum Abweichenden“ und um das „Einlassen auf die Differenz“ geht (S. 38 u. 40). Mit Lyotard verbindet sich die Annahme über den „Niedergang der universalistischen Diskurse“ (S. 51), wodurch aus dem „Nebeneinander von höchst unterschiedlichen Kulturen, Lebens- und Subjektivitätsformen“ (S. 50) Differenz zum Widerstreit wird, der innerhalb einer Diskursart nicht aufzulösen ist. Mit Marotzki wird schließlich ein Bildungsverständnis vertreten, das jene Formen der Reflexivität und Negativität gegenüber sich selbst und der Welt bezeichnet, die über eine tentative Wirklichkeitsauslegung zur Transformation der Selbst- und Weltverhältnisse führt. In der Verbindung dieser bildungstheoretischen Positionen geht es um die Frage, wie es im Bezug auf die Sinnwelt der Star-Trek-Fans und darin vollzogener Bildungsprozesse dem (post-)modernen Subjekt gelingt, die radikale kulturelle Vielfalt zu bewältigen.

Der dritte Teil beinhaltet die methodische Anlage und die Fallanalysen der Stu-

die. Mit der Verortung innerhalb des interpretativen Paradigmas gilt es, die Wirklichkeitskonstruktionen über die Alltagswirklichkeit der Akteure und deren Sinnsetzungen zu verstehen. Dies wird auf der einen Seite über eine lebensweltliche Ethnographie versucht. Auf der anderen Seite sollen die individuellen Sinn-, Relevanz- und Orientierungsmuster als Strukturprinzipien über problemzentrierte und narrative Interviews eingeholt werden. Auch die Auswertung des Materials wird hier detailliert, reflektiert und selbstkritisch veranschaulicht. Nach einer prägnanten Auseinandersetzung mit Triangulationsansätzen wird dann die Untersuchungsperspektive nochmals konkretisiert. Dabei wird in der Differenzierung von biographischem Verlauf – als Abfolge und Sedimentierung der Welt- und Selbstausslegung – und der Bildungsgestalt als aktueller Modus der Welt- und Selbstausslegung unterschieden. Bedauerlich ist, dass hier die für die Qualitative Bildungsforschung zentrale diachrone Perspektive zugunsten der synchronen Perspektive auf die aktuelle Bildungsgestalt in den Hintergrund gerät.

Der Einstieg in die Falldarstellungen wird über eine „ethnographische Skizze der kleinen Lebens-Welt der Star-Trek-Fans“ gewählt (S. 102). Hier wird zunächst unter Rekurs auf vorliegende Veröffentlichungen gezeigt, wie sich über das Fernsehen und den darin vollzogenen Wissenserwerb, über das Sammeln von Fanartikeln, über Spielen und die schöpferische Auseinandersetzung (z.B. im Schreiben) die soziale Welt der Star-Trek-Fans konstituiert und darin Anerkennung und Status vermittelt werden. Als Philosophie der ‚Trekker‘ und zentrale Botschaft der Serie wird das Modell eines idealen Zusammenlebens herausgestellt, das sich auf ein Toleranzgebot, Fortschrittsoptimismus und ein Forscherethos stützt.

Dann folgen 4 kontrastiv ausgewählte biographische Fallanalysen. Als Eckfall eines technisch-monozentrischen Strukturprinzips wird der Fall von Mirco vorgestellt. Zentral ist für seine Biographie eine

Behinderung, die ihn mit Stigmatisierung und Ausgrenzung, aber auch mit Solidarität konfrontiert. Am Gymnasium beginnt er die Serie anzusehen, entfaltet aber erst später eine intensive Fanpraxis, als sich im familialen Kontext bedeutsame Transformationen vollziehen. Die Erfahrung einer uneingeschränkten Akzeptanz fasziniert ihn genauso wie die intellektuellen Herausforderungen der Serie, die er als Distinktionsmittel gegenüber den Mitschülern nutzt. Er verhält sich aber distanziert gegenüber Fanclubs.

Wiebke repräsentiert das sozial-monozentrische Strukturprinzip. Sie ist durch den Tod des Vaters bei ihrer Mutter und Großmutter aufgewachsen und erlebt den Kindergarten aufgrund der Marginalisierung durch die anderen Kinder vor allem als Leidensprozess. Auch in der Grundschule und am Gymnasium setzen sich Ausgrenzungserfahrungen fort. Mit einer ausgeprägten solidarischen Grundhaltung wird sie später im Berufsfeld erneut stigmatisiert und ausgegrenzt. Die Verlaufskurvenentfaltung wird dann kompensiert, indem Wiebke in der Star-Trek-Welt als Fan handlungsschematisch agiert und den Restriktionen des Alltags im kreativen Schreiben entflieht.

Robert steht für den technisch-polyzentrischen Star-Trek-Fan. Seine Biographie rankt sich um die Spannung von Handlungssicherheit durch Erwartungsfahrpläne und deren Enttäuschung. Handlungssicherheit generiert sich für ihn in der Schule vor allem durch die Orientierung an der Pionier- und FDJ-Organisation und an Sportkarrieren. Nach der Wende gewinnt Star-Trek an Bedeutung. Einerseits nutzt er die Gemeinschaft als soziales Kapital. Andererseits ist die Serie mit den technologischen Entwürfen als technisches Bildungskapital relevant. Sie wird dann allerdings zunehmend abgelöst und kombiniert durch andere Serienformate.

Schließlich wird Angelika für das sozial-polyzentrische Strukturprinzip vorgestellt. Ihre Biographie ist entscheidend gerahmt durch die Erfahrung drohender In-

stabilität in der Familie. Stützende Kontakte findet sie auf einem Reiterhof und in der Fan-Welt von Star-Trek. Das sozial-utopische Modell von Star-Trek und ihr darauf bezogenes expressives Schreiben bilden positive Gegenhorizonte zum Alltag. Einzelne Mitglieder der Fangemeinde werden zu signifikanten Anderen. Dabei ergänzt sie Star-Trek um weitere Sendeformate und deren Fanpraxis.

Im abschließenden vierten Teil werden die Ergebnisse noch einmal gebündelt. Die Verzahnung von biographischer Entwicklung und der sozialen Welt von Star-Trek als „Passungsverhältnis“ zeigt sich hier vor allem als kompensatorischer Gegenentwurf oder handlungsschematische Problembewältigung bei schwierigen biographischen Phasen (S. 221). Dabei wird einerseits an die idealen Sozialentwürfe von Star-Trek und andererseits an die Prinzipien der Gleichheit und Solidarität in der Fangemeinde angeknüpft. Bildungstheoretisch ist die Differenzierung des monozentrischen und des polyzentrischen Strukturprinzips im Bezug auf Star-Trek bedeutsam. Während im ersten Fall eine identitätstheoretische Erfahrungsorganisation vorliegt, mit der alles Neue auf das Bekannte reduziert und ein Bildungsprozess eher verhindert wird, begünstigt das polyzentrische Strukturprinzip im Bezug auf Star-Trek eine tentative Wirklichkeitsauslegung und Bildungsprozesse in der Öffnung von Unbestimmtheitsbereichen.

Insgesamt ist die Studie von Brüdigam eine überzeugende Vorstellung darüber, wie man Ethnographie, Biographieforschung und Bildungstheorie verbinden kann und eine so verstandene Qualitative Bildungsforschung Ergebnisse hervorbringt, die nicht nur den Gegenstandsbezug der Erziehungswissenschaft deutlicher konturieren, sondern auch bildungstheoretische Konkretisierungen möglich machen. Hervorzuheben sind der klare Aufbau und die vielen Zusammenfassungen, die eine Orientierung für den Leser erleichtern. Kritisch bleibt aber anzumerken, dass in den biographischen Fallana-

lysen die zurückgenommene diachrone Verlaufsperspektive Erkenntnispotential verschenkt hat.

Merle Hummrich geht es in ihrer Studie zu „Bildungserfolg und Migration“ um eine Verknüpfung von Biographie-, Migrations- und sozialer Ungleichheitsforschung, deren Relevanz in einem ersten einleitenden Teil hervorgehoben wird. Im zweiten Teil stellt sie den methodischen Ansatz der Untersuchung vor. Der dritte Teil enthält zwei ausführliche Fallrekonstruktionen und vier Fallporträts, die im vierten Teil ausführlich kontrastiert werden. Im fünften Teil der Studie werden die Ergebnisse der Kontrastierung in einer Typenbildung weiter generalisiert und im sechsten Teil abschließend diskutiert.

Im ersten einleitenden Teil werden die zentralen Bezugspunkte der Studie markiert. Dies ist auf der einen Seite der Ansatz einer Subjektkonstruktion als Ausdruck eines biographischen Prozesses, in dem Subjekte (hier Migrantinnen) sich vor dem Hintergrund der Familie, schulischer Erfahrungen und gesellschaftlicher Positionierungen verorten und zum Ausdruck bringen, wie sie ihre biographischen Erfahrungen verarbeitet haben. Auf der anderen Seite wird modernisierungstheoretisch argumentiert, dass Migration einen Transformationsprozess darstellt, der bei schulischem Erfolg verdoppelt wird. Dabei müssen erfolgreiche Migrantinnen die objektive Transformation in einer internen Transformation individuell verarbeiten. Mit dem „Modell der ‚dreifachen Vergesellschaftung‘ durch die sozialstrukturierenden Kategorien Geschlecht, Ethnizität und Klasse“ (S. 10) und dem Problem der Statusinkonsistenz wird angenommen, dass diese Verarbeitung besonders spannungsvoll ausgeformt ist.

Der methodische Ansatz ist Inhalt des zweiten Teils. Eine biographieanalytische Herangehensweise ergibt sich aus dem Interesse an den Sozialisations- und Transformationserfahrungen innerhalb der Bildungsbiographie als Gegenstand der Studie. Ihre Umsetzung erfolgt in einer Kom-

bination von Objektiver Hermeneutik und biographischer Methode. Als Erhebungsmethode wurde das biographisch-narrative Interview verwendet. Hier werden die zentralen Verfahrensschritte der Interviewführung ebenso vorgestellt wie die zentralen Grundannahmen und Verfahrensschritte der Interpretationsverfahren. Zusätzlich wird das eigene methodische Vorgehen kritisch reflektiert und aufgezeigt, dass darin ein normativer Anspruch an eine autonome Subjektkonstruktion impliziert ist. Insofern gilt es, die eigene Position im Forschungsprozess beständig zu reflektieren.

Der dritte Teil zu den Fallstudien eröffnet dann mit einer fallübergreifenden Rekonstruktion der Intervieweröffnungen durch den Stimulus, mit der auf Strukturprobleme der Interviewsituation hingewiesen wird. Grundsätzlich wird hier für die Interviewsituation von einer Antinomie zwischen Autonomie und Heteronomie ausgegangen.

Die erste ausführliche Fallrekonstruktion von Selcan beginnt dann mit der objektiv-hermeneutischen Rekonstruktion der Anfangserzählung. Die Strukturhypothese dazu formuliert einen Zusammenhang, bei dem von den Eltern der Auftrag eines sozialen Aufstieges über Bildung an Selcan herangetragen wird, der in der Umsetzung eine gebrochen-reflexive Distanznahme zum elterlichen Herkunftsmilieu impliziert und darin die Eltern-Kind-Bindung unter Druck setzt. Paradox wird diese Konstellation besonders dadurch, dass die heteronome Verpflichtung auf Bildungserfolg die Gelegenheiten schafft für eine schrittweise Entfaltung von Autonomie und reflexiver Distanznahme vom Herkunftsmilieu. Die Prozessanalyse bestätigt diese paradoxe Ausformung des Bildungserfolgs. Sie verdeutlicht, dass der Studienbeginn ein wichtiger Individualisierungsschub ist, der aus der fremdbestimmten Rahmung der Entscheidung zum Studium schrittweise herausführt.

In der Fallrekonstruktion zu Farah entbirgt die objektiv-hermeneutische Re-

konstruktion der Anfangspassage eine andere Heteronomie-Autonomie-Problematik. Die heteronome Entscheidung zum Studium ist hier nicht an einen Transformationsauftrag gebunden, sondern beinhaltet die familiäre Reproduktion. In der Prozessanalyse wird zusätzlich deutlich, wie die hierarchischen und konflikthaften Familienverhältnisse, die Aufstiegsaspiration der Eltern und die Diskriminierungserfahrungen in der Schule für Farah die permanente Gefahr eines Verlaufskurvenzusammenbruchs generieren. Das erfolgreich abgeschlossene Abitur kann unter diesen Bedingungen nicht als Bildungserfolg und selbstverantwortete Leistung erlebt werden. Auch bei ihr bewirkt der Übergang zum Studium Freisetzungen, die aber zugunsten heteronomer Rahmungen unentfaltet bleiben.

Das Fallporträt von Dina steht für eine stark heteronom gerahmte Subjektkonstruktion durch die Migration der Eltern, die jedoch autonom vertreten wird. Obwohl die Schule die heteronome Bildungslaufbahn weiter verstärkt, wird in der familialen Aufforderung zu Bildungserfolg die Leistungsorientierung zum „wichtigste[n] Bezugspunkt in Dinas Lebenspraxis“ (S. 157). Ähnliches wird in der Fallstudie Beatrice rekonstruiert. Hier verbinden sich familiäre Aufstiegs Wünsche mit einer Transformationsaufforderung, die aber durch die starke familiäre Anbindung nicht umgesetzt werden kann. Ayşe steht schließlich für den „Aufstieg durch die Bildungskarriere als Krise“, weil der Bildungsauftrag von einer mangelnden Unterstützung in der Familie begleitet wird (S. 188). Die Fallstudie von Christina ist gekennzeichnet durch die heteronome Bildungsaufforderung als Aufstiegs Wunsch durch die Eltern und eine reflexive Rückverortung in dieser familialen Rahmung nach dem Studium.

Im vierten Teil werden nach der Ableitung der Kontrastierungsdimensionen maximale und minimale Kontrastpaare gebildet. Im maximalen Kontrast stehen hier Selcan aus einem bildungsfernen und Farah aus einem bildungsnahen Famili-

enmilieu, so dass Bildungserfolg bei Selcan Aufstieg und Transformation beinhaltet, während es bei Farah um die Wiederherstellung und Reproduktion des Familienstatus geht. Studium und Bildungserfolg enthalten so für Selcan Autonomieschübe, während Farah ihre eigene Erfolgsgeschichte erleidet und die Transformationsspielräume nicht umsetzt. Einen minimalen Kontrast bilden Dina und Beatrice. Beide kommen aus bildungsfernen Familienmilieus, erhalten den Auftrag zum Bildungsaufstieg und entfremden sich tendenziell von den Familien. Sie stehen damit für die Entfaltung von Entscheidungsautonomie, wenden sich aber reproduktiv in das Familienmilieu zurück. Christina bildet einen minimalen Kontrast zu Selcan, weil auch sie den Bildungserfolg als Autonomieschub erfährt und diesen produktiv in einer Ambiguitätstoleranz verarbeitet. Ayşe bildet dagegen einen minimalen Kontrast zu Farah, weil sich für beide die heteronome Aufstiegsmotivation mit einer fehlenden familialen Unterstützung und einer starken Familienbezogenheit verbindet. Ein zentrales Ergebnis der Kontrastierung ist, dass sich Bildungsaspirationen als konsequente Fortsetzung der Migration deuten lassen.

Im fünften Teil werden 3 Typen gebildet: der Typ der „aktiven Transformation“, der die handlungsschematische Autonomieentfaltung an die Reflexion einer krisenhaften Entfremdungsproblematik bindet, der Typ der „reproduktiven Transformation“ oder „transformativen Reproduktion“, der zwischen Aufstiegswünschen und Bindungsansprüchen der Eltern im Sinne einer Doppelbindung gefangen ist, und der Typ der „ambivalenten Transformation“, der eine heteronome Familienrahmung für eine autonome Subjektkonstruktion nutzen kann und der zwischen den beiden anderen Typen steht.

Im sechsten Teil folgen dann die theoretisierenden Schlussbetrachtungen. Hier wird zunächst eine Anknüpfung an den Generationsdiskurs hergestellt und Parallelen zu Lüschers Generationskonzept

hervorgehoben. Seine Ambivalenzen von Reproduktion und Innovation sowie Konvergenz und Divergenz lassen sich bestätigen und um die Antinomie von Heteronomie und Autonomie erweitern. Mit Bezug auf den Diskurs sozialer Ungleichheit wird herausgestellt, dass der heimliche Lehrplan der Schule gegenüber Migrantinnen „die hegemonialen Ansprüche einer weißen, männlich dominierten Mittelschichtorientierung spüren lässt“ (S. 314), denen die Bildungsaspiration der Migrantinnen „kontradiktorisch“ gegenübersteht (S. 317). Als Fazit kennzeichnet *Hummrich* die Subjektverortung und Erfahrungsverarbeitung der bildungserfolgreichen Migrantinnen als antinomisch strukturiert und bindet diese an generelle Antinomien der Subjektkonstruktion zurück.

Die Studie kann insgesamt als anspruchsvoller Versuch eingeschätzt werden, die biographieanalytische Mikroanalyse von Bildungsprozessen mit Konzepten der makrostrukturellen Rahmung durch Milieu, Geschlecht und Ethnizität theoretisch und methodisch reflektiert zu verbinden. Dabei gelingt es, ganz grundlegende Strukturzusammenhänge der Subjektkonstruktion in den Antinomien der Moderne zu entwerfen. Was jedoch einerseits den Vorteil der Studie ausmacht, kann andererseits auch zum Nachteil werden. So geht in der sehr abstrakten Ergebnissicherung teilweise der Bezug auf die konkreten Migrantinnenbiographien verloren. Besonders in den sehr reflektierten Interpretationen entsteht manchmal der Eindruck, dass eine kontinuierliche biographieanalytische Perspektive auf den Einzelfall durch die Bezüge auf die ambitionierten theoretischen Vorklärungen erschwert ist.

Resümierend ist festzuhalten, dass die Bedeutung der empirischen Bildungsforschung allgemein und speziell der Qualitativen Bildungsforschung durchaus optimistisch eingeschätzt werden kann. Besonders das „Handbuch Bildungsforschung“ macht darauf aufmerksam, dass der für mangelhaft befundene Ausbau der

empirischen Bildungsforschung an deutschen Universitäten nicht gleichbedeutend ist mit einer unzureichenden empirischen und theoretischen Auseinandersetzung mit Bildung. Der Blick auf die historischen Entwicklungslinien zeigt, dass die universitäre Bildungsforschung zu einem Großteil von der Expansion der Qualitativen Bildungsforschung seit den 70er Jahren getragen wird. Qualitative Bildungsforschung unterscheidet sich von der traditionell quantitativ operierenden Bildungsforschung nicht im Gegenstand, sondern vor allem in ihrer methodischen und methodologischen Ausrichtung. Aus dieser Ausrichtung resultiert jedoch oftmals eine deutlich skeptischere Vorstellung über die unmittelbare Umsetzung der Forschungsergebnisse in eine Verbesserung der Praxis. Hier wird auf lange Sicht entscheidend sein, ob es der Qualitativen Bildungsforschung gelingt, an makrostrukturelle Diskurse der Bildungsbenachteiligung anzuknüpfen. Wegweisend sind dabei Studien, in denen Biographieanalysen, Lebensweltethnographien und gesellschaftlich-strukturelle Rahmungen verknüpft werden. In diesen Studien deuten sich Möglichkeiten an, die oftmals geforderte Verbindung von Mikro-, Meso- und Makroebene methodologisch abgesichert zu vollziehen. Deshalb bleibt zu hoffen, dass sich auf die Initiative der DFG hin weitere Forschergruppen zur Qualitativen Bildungsforschung konstituieren.

Karin Bock

Rezension: Margret Kraul/Winfried Marotzki (Hrsg.): Biographische Arbeit. Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Biografieforschung. Opladen: Leske+Budrich 2002. 328 S. Preis: 25,50 €

Mit der ‚biographischen Arbeit‘ legen Margret Kraul und Winfried Marotzki einen Sammelband vor, in dem einmal mehr die Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Biografieforschung aus dem Blickwinkel von Bildung und Biographie in 13

Beiträgen diskutiert werden. Die Entstehung des Buches geht auf eine Tagung der DGfE-Kommission Erziehungswissenschaftliche Biografieforschung zurück, die im Sommer 1999 an der Universität Konstanz stattfand. Ziel des Sammelbandes ist es, »aus der Sicht unterschiedlicher erziehungswissenschaftlicher Teildisziplinen, den Stellenwert des Biographiekonzeptes, und vor allem der Kategorie der biographischen Arbeit, zu dimensionieren« (S. 9). Dabei wird »biographische Arbeit« von den HerausgeberInnen als modernitätstheoretisch fundierte Kategorie eingeführt, mit der sich geeignet beschreiben lasse, dass im Übergang zur Informationsgesellschaft nicht nur die »sogenannte Normalbiographie ihre normative Kraft weitgehend eingebüßt hat, sondern (...) auch (...), dass beispielsweise Lernen lebenslang in die Biographie integriert werden muss und es nicht bei einer einmaligen beruflichen Ausbildung bleiben kann. In dieser Hinsicht erweist sich also der Begriff der ‚biographischen Arbeit‘ als geeignet, die Bildungsanforderungen der Menschen in der Moderne biographieanalytisch zu thematisieren« (S. 8). Mehr noch: Unter Rückgriff auf die Untersuchungen von Richard Sennett heben Kraul/Marotzki hervor: »Wenn die Geschichte ihrer Arbeit und ihres Lebens nicht mehr erzählbar sind, haben Menschen ein Problem« (S. 9). Damit avanciere die »Kategorie der biographischen Arbeit (...) zu einer zentralen Kategorie pädagogischen Handelns und erziehungswissenschaftlicher Theoriebildung« (ebd.). Diese zentrale Kategorie stellt gleichsam den ‚roten Faden‘ für die LeserInnen durch das Buch.

Eröffnet wird der Diskurs zur biographischen Arbeit mit drei Aufsätzen, die sich grundlagentheoretisch mit dem Stellenwert der Biographie-Kategorie auseinandersetzen: Theodor Schulze lotet in seinem Beitrag die Bedeutung der Biographie (forschung) für die Allgemeine Erziehungswissenschaft aus. Ausgehend von den »Stationen einer merkwürdigen Beziehungsgeschichte« stellt er dar, inwie-

weit autobiographische Erzählungen und Texte »als Quelle für pädagogisch relevante Erkenntnisse« (S. 26) bedeutsam sein können und eröffnet vier Horizonte (individuelles Subjekt, biographischer Prozess, konkrete Lebenswelten und sozialer Raum, historischer Wandel) als mögliche Konkretisierungen für theoretisch-erziehungswissenschaftliche Konzeptionen. *Winfried Marotzki* geht in seinen Überlegungen der These nach, dass »biographisches Wissen ein Wissenstyp ist, der in der Erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung erzeugt wird« (S. 51) und für grundlagentheoretische Überlegungen innerhalb der Allgemeinen Pädagogik anschlussfähig sein könnte. Insbesondere am bildungstheoretischen Entwurf von Klaus Mollenhauer kann er zeigen, dass die Allgemeine Pädagogik als heterarchische (und nicht: hierarchische) Teildisziplin der Erziehungswissenschaft »ihre Aufgaben erfüllen kann, wenn es ihr gelingt, sowohl grundlagentheoretisch als auch empirisch in gleicher Weise zu arbeiten« (S. 61). *Bettina Dausien* diskutiert in ihrem Artikel die Frage, inwiefern »Biographie« als erziehungs- und sozialwissenschaftliches Paradigma das Sozialisationskonzept ablösen könnte (S. 85). Dabei vermutet sie, dass sich hinter »Biographie« und »Sozialisierung« zwei unterschiedliche »Forschungskonzepte oder -paradigmen« verbergen, »die das Verhältnis von Empirie und Theorie und die Frage der Theoriebildung grundlegend betreffen« (S. 67).

An diese theoretischen Ausführungen schließen sich zwei Artikel an, die sich auf der Grundlage empirischer Studien der Frage nach biographischen Bildungsprozessen in MigrantInnen-Biographien nähern: *Hans-Christoph Koller* legt in zwei Fallbeispielen offen, wie Migrationserfahrungen zum Ausgangspunkt von biographischen Bildungsprozessen in »radikal pluralen Gesellschaften« (S. 99) werden können und welcher Struktur diese Prozesse unterliegen. Die theoretische Hintergrund- und Erklärungsfolie liefert die Theorie von »Bildung und Widerstreit«, die Koller im Anschluss an Lyotard entworfen

hat. *Ralf Bohnsack* setzt sich mit Orientierungen von Jugendlichen türkischer Herkunft der zweiten Migrationsgeneration auseinander. Die »Ehre des Mannes« stellt als »tradiert sozialer Habitus« hierbei für ihn eine geeignete begriffliche Metapher dar, die das Spektrum »zwischen Identifikation, ironischer Distanzierung und Irrelevanz« umfasst (S. 117). Er arbeitet heraus, dass die befragten Jugendlichen »auch dort, wo eine berufliche oder berufsbiographische Einbindung relativ gesichert ist, vor erheblichen Problemen im Bereich der Geschlechterverhältnisse (stehen.) Diese sind auf die Auseinandersetzung mit dem tradierten sozialen Habitus der Ehre des Mannes zurückzuführen« (S. 136).

Im Beitrag von *Hans Thiersch* geht es um die unterschiedlichen Einsatzmöglichkeiten und Bedeutungen, die autobiographische Materialien im Kontext Sozialer Arbeit haben. Er stellt heraus, dass der Einsatz von autobiographischem Material nicht nur Aufschluss über die individuellen Wege in die Hilfsbedürftigkeit geben könnte und für Fragen nach spezifischen Hilfen zur Lebensbewältigung fruchtbar sei, sondern »die Stimme der AdressatInnen« darstellen, »die Frage also, wie sie die Institutionen und Interventionen der Sozialen Arbeit erfahren, wie sie sie nutzen oder erleiden« (S. 148).

Beate Sann stellt die zentralen Ergebnisse ihrer Studie zu »abgebenden Müttern« vor und diskutiert anhand eines Falls die biographische Problematik, die sich ergibt, wenn Frauen ihr Kind zur Adoption freigeben. Mit Rückgriff auf den von A. Lorenzer entworfenen Sozialisationsrahmen kann sie nachweisen, dass die Adoptionsfreigabe nicht nur »aufgrund der Lebensgeschichte und der Traumatisierungen der Betroffenen Ausdruck ihrer »Überforderung« (S. 181) ist, sondern dass die Freigabe zur Adoption »aufgrund eines idealisierten Mutterbildes« auch gegenwärtig in unserer Gesellschaft tabuisiert wird.

Ulf Brüdigam fragt in seinem Beitrag zu Star-Trek-Fans, wie sich die Struktu-

ren moderner Bildungsprozesse in ‚kleinen Lebenswelten‘ nachzeichnen lassen. Er resümiert zwei Strukturprinzipien von Bildungsprozessen: Das monozentrische Prinzip findet sich bei denjenigen, die sich ausschließlich in der Star-Trek-Welt bewegen. Hier findet sich eine Bildungsge-stalt, die sich nur um die ‚eine Lebens-Welt‘ ordnet und somit – in der bildungstheoretischen Interpretation Brüdigams – streng genommen nicht als ‚moderner Bildungsprozess‘ beschreiben lässt, da in Zeiten biographischer Brüche und/oder Krisen immer wieder auf einen bestimmten identitätsstiftenden Orientierungsrahmen zurückgegriffen wird. Demgegenüber steht das polyzentrische Strukturprinzip, das bei denjenigen zu finden ist, die nicht nur Star-Trek-Fans (»Trekker und ...«), sondern auch Fans von anderen Sci-Fi-Welten (bspw. Akte X) sind. Ihre »kleine Lebens-Welt des Fan-Seins (...) ist (...) plural verfasst« (S. 198). Hier findet sich eine »differenztheoretische Erfahrungsverarbeitung, sozusagen die grundlegende »Unbestimmtheit in der Welt- und Selbstauslegung der Fans« (S. 203) mit offenem Gesamthorizont.

In den nächsten zwei Beiträgen richtet sich der Blick auf die biographische Arbeit in der Erwachsenenbildung. *Peter Alheit* verfolgt in seinem Beitrag die These, dass das »Konzept des ‚lebensbegleitenden‘ Lernens (...) zu einem neuen Paradigma der Erwachsenenbildung werden könnte« (S. 212). Er führt diese These an der Methoden- und Erwachsenenbildungspraxis aus und prognostiziert, »dass Biographieforschung in der Erwachsenenbildung theoretisch und empirisch ihre eigentliche ‚Reifezeit‘ noch vor sich haben könnte« (S. 229). *Wolfgang Seitter* und *Jochen Kade* entwickeln auf der Grundlage vorliegender theoretischer Konzepte und empirischer Projekte zur Erwachsenenbildung, die sie als »biperspektivisches Verhältnis von Biographie und Institution« (biographiegeprägte Institutionen/institutionen-geprägte Biographien) bezeichnen, ein triperspektivisches Forschungsprogramm. Hier soll »neben Biographie und Instituti-

on noch eine weitere Ebene, die Interaktionsebene, systematisch berücksichtigt« werden (S. 255). Möglich wird dies durch das Konzept ‚Umgang mit Wissen‘, das sich sowohl in institutioneller, biographischer und interaktiver Perspektive thematisieren lässt.

Inwieweit ein Studium Anstoß zu biographischen Veränderungen werden kann, führt *Heide von Felden* in ihrem Beitrag aus. An einem Fall aus ihrem Forschungsprojekt, das bildungsbiographische Untersuchungen im Studienfeld Frauenstudien in den Blick nimmt, kann sie einerseits plausibilisieren, »wie unterschiedlich die Bedeutung eines Studiums für ein Individuum sein kann« und andererseits, »wie sehr Lern- und Bildungsprozesse in biographischen Zusammenhängen verortet sind« (S. 282). Auch *Sabine Andresen* beschäftigt sich in ihren Überlegungen zu Kindheiten in der DDR mit Neuanfängen. Nach einer Diskussion zum Zusammenhang von Kindheits- und Biographieforschung und der philosophisch orientierten Konzeption des Kindes als »Neuankömmling und Anfang« entwirft sie auf der Grundlage von drei Biographien eine erste Interpretation im Rahmen einer »Theorie der Kindheit«. Deutlich wird, wie die Politisierung des DDR-Alltags zu Ambivalenzen und Differenzenerfahrungen in der Kindheit führen und welche Anstrengungen geleistet werden müssen, um »die Bewahrung des Schonraumes der Kindheit als Maßstab der generationalen Ordnung« (S. 304) aufrechtzuerhalten. Den Abschluss bilden *Wolfgang Ortlepps* Überlegungen zu Gedächtnis und Generation, in denen die Forschungen zum Leben und den gesellschaftlichen Bedingungen in der DDR zum Ausgangspunkt werden. Ortlepp zeigt, wie der von M. Halbwachs erarbeitete Gedächtnisbegriff und der Generationsbegriff von K. Mannheim in einen kategorialen Zusammenhang gebracht werden könn(t)en und inwieweit diese Synthese für die erziehungswissenschaftliche Biographieforschung fruchtbar sein könnte: Erinnerungen und Erfahrungen verschiedener Generationen sind da-

nach nicht nur von den Konstruktionen im Gedächtnis abhängig, sondern auch von den sozialen Rahmenbedingungen, innerhalb derer sie erinnert und ausgewählt werden.

Insgesamt bleibt festzuhalten, dass mit der ‚biographischen Arbeit‘ m.E. ein sehr gelungener Textband entstanden ist – aus zwei Gründen: (1) In nahezu allen Beiträgen werden die (potenziellen) LeserInnen eingeladen und angeregt, über den jeweiligen Diskurs nachzudenken, der vor ihren Augen entfaltet wird. (2) Alle Beiträge knüpfen nicht nur an aktuelle Diskurse innerhalb der Erziehungswissenschaft an, sondern es werden zudem jeweils die theoretischen und methodischen Zugänge ausgeführt und nachvollziehbar vorgestellt: Die theoretisch orientierten Beiträge bestechen dabei meist nicht nur durch ihre Klarheit, sondern sie lassen sich – je nach LeserInnenkreis – sowohl als ‚Argumentationshilfen‘ wie auch als ‚Einführungen‘ oder ‚Denkanstöße‘ lesen. Diejenigen Beiträge, in denen empirische Ergebnisse dargestellt werden, sind sowohl methodisch wie theoretisch rückgebunden und spannen so ein interessantes Spektrum innerhalb der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung auf. Damit wird die ‚biographische Arbeit‘ zu einer Perspektivenerweiterung erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung, die für ‚Einsteigerinnen‘ und ‚ExpertInnen‘ zwischen Bildung und Biographie sehr zu empfehlen ist.

Hyo-Seon Lee

Rezension: Dieter Nittel: Von der Mission zur Profession. Stand und Perspektiven in der Verberuflichung der Erwachsenenbildung. (Theorie und Praxis der Erwachsenenbildung). Bielefeld: Bertelsmann 2000. 274 S. Preis Euro 14,90.

Professionalisierung als Konzept und – daran anschließend – als Schlagwort hat spätestens mit der Vorlage des von Arno Combe und Werner Helsper 1996 editier-

ten Bandes ‚Pädagogische Professionalität‘ Eingang in die deutschsprachige erziehungswissenschaftliche Diskussion gefunden. Zentral für die dort untersuchte Themenstellung war die Klärung und die (systematische) Diskussion des Begriffes Profession verstanden „als Sonderform beruflichen Handelns“ (S. 9).

Die hier zu rezensierende Arbeit von Dieter Nittel, Professor am Fachbereich Erziehungswissenschaften der Universität Frankfurt a.M., lässt sich sowohl als eine Transformation der dort geführten Diskussionen in das Feld der Erwachsenenbildung als auch als eine Weiterführung aus deren Perspektive verstehen. Obwohl es bei Combe und Helsper „um den Charakter und die Bedeutung von Professionen geht“ (ebd.), und auch Nittel durch die Formulierung des Titels ‚Von der Mission zur Profession‘ eine ähnlich Strategie zu verfolgen scheint, erstrebt die letztgenannte Arbeit mehr. Dieter Nittel operiert nicht mit einer vorgefassten Begrifflichkeit, sondern lässt sich auf die Diskurse innerhalb der Erwachsenenbildung, die weitschweifig ausgefächert sind, ein. Deutlich wird dann, dass in diesem Kontext eine ausführliche und intensive Auseinandersetzung stattfindet, die sich begrifflich unter die Kategorien Profession, Professionalisierung und Professionalität einordnen lässt. Nahegelegt, ja fast erzwungen, so Nittel, wird diese Trias durch die Verwendungsweise im Bereich der Erwachsenenbildung selbst. Besonders überraschend ist in diesem Zusammenhang der Hinweis, dass der Terminus Profession im Vergleich zu Professionalisierung und Professionalität „sowohl im fachwissenschaftlichen Kontext der Erwachsenenbildung als auch in den beruflichen Selbstverständigungsdiskussionen wesentlich seltener auf(taucht)“ (Nittel, S. 17).

Es liegt auf der Hand, dass nur eine präzise Darstellung und eine damit einhergehende trennscharfe Abgrenzung der begrifflichen Trias Erkenntnisfortschritt verspricht. Aber Nittel will, wie gesagt, mehr. Er schlägt daher darüber hinausge-

hend vor, die Konzepte mit einer Reihe von besonders miteinander harmonisierenden Theorien zu verbinden. Diese ‚Logik des dezentralen Blicks‘ (S. 15) führt zu einer Differenzierung, die im umfangreichen zweiten Kapitel abgearbeitet wird. Es lassen sich danach unterscheiden:

- Profession als besondere Form der Gesellschaft innerhalb akademischer Berufe, die sich mit gesellschaftstheoretischen Kategorien (vor allem im Rahmen des Symbolischen Interaktionismus und der Systemtheorie) erschließen lässt;
- Professionalisierung als ein Prozess, der aufgrund des damit verbundenen Durchsetzungsinteresses seiner Träger vorwiegend machttheoretisch zu betrachten ist und
- Professionalität als Ergebnis ‚gelingender Beruflichkeit‘, deren Ausprägungen handlungstheoretisch zu untersuchen sind.

Im Hinblick auf die Frage, inwieweit es sich bei der Erwachsenenbildung um eine Profession handelt, lässt sich, so Dieter Nittel, auch nach einer Reihe von Prüfungen kein abschließendes Urteil fällen: Während aus der Sicht des Symbolischen Interaktionismus einige, aber beileibe nicht alle Tendenzen dafür sprechen, diese Frage zu bejahen, lässt eine systemtheoretische Analyse eher Skepsis angebracht erscheinen. Dass dies so ist, kann vielleicht aus einer beiläufigen Bemerkung entnommen werden; und zwar, wenn Nittel auch noch dann, wenn er von den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts spricht, „Propheten des lebenslangen Lernens“ zu identifizieren vermag (S. 117) – einer Profession anzugehören aber zu lassen bedeuten, diese Stufe hinter sich zu lassen.

Im Anschluss an diese Erörterungen ergibt sich die Frage, ob Professionalisierung sich eindeutiger (er-)klären ließe, sobald man sie in einem engeren Sinne als Hinführung zur Profession versteht. Auch Nittel weist darauf hin, dass er seine Erörterungen unter einem professionstheoretischen Gesichtspunkt vornimmt. Be-

reits die Formulierung des Buchtitels ‚Von der Mission zur Profession‘ weist auf eine Entwicklung hin, einen Professionalisierungsprozess, der in Richtung auf eine klassische Profession im Sinne der ‚good old professions‘ (die nach der Vorstellung des gesellschaftlichen Zentralwertbezugs auf die Bereiche Gesundheit, Recht und Sinn abstellen) zielt. Dann wird auch plausibel, inwieweit eine Abkehr vom ‚dilettantischen‘ Propheten der 20er Jahre des letzten Jahrhunderts, des Charismatikers oder Missionars eben, der eine Bewegung zwar anstoßen aber nicht fortführen kann, zum Angehörigen einer mit Lizenz und Mandat (vgl. die interessante auf S. 29ff.) ausgestatteten Berufsgruppe durchaus als etwas Erstrebenswertes zu verstehen ist. – In diesem Zusammenhang ist es dann auch folgerichtig, sich mit zeitgenössischen professionstheoretischen Positionen in der deutschen Erwachsenenbildung zu beschäftigen, wie dies Dieter Nittel vor allem mit dem Rekurs auf Hans Tietgens und Wiltrud Giesecke, Bernd Dewe und Rolf Arnold in Kapitel IV unternimmt.

Es wurde eingangs erwähnt, dass die von Nittel gewählte Ausdifferenzierung der Begriffe in Profession, Professionalisierung und Professionalität der Verwendungsweise in Theorie und Praxis der Erwachsenenbildung folgt. Insofern ist Nittel dieser verpflichtet und leistet dazu seinen Beitrag. Es kann aber darüber hinausgehend ebenfalls gefragt werden, ob es einen Preis gibt, der für die damit verbundene Engführung der Analyse zu entrichten ist. Wenn es denn einen gibt, so scheint er darin zu bestehen, dass eine Anschmiebung an die vorhandene Begrifflichkeit Überlegungen im Wege steht bzw. diese behindert, die dazu führen könnten, zu sagen, was denn nun tatsächlich eine Profession ausmacht, zu zeigen, welche professionsrelevanten Wege dorthin führen könnten, und schließlich auch festzuhalten, dass Professionalität ‚gekonnte Beruflichkeit‘ im Sinne von ‚Ich weiß, was ich tue‘ bedeutet, dass daraus aber nicht mehr abzuleiten ist als die Tatsache, dass alle

Berufe über ein spezifisches ‚know how‘ verfügen, Professionen aber darüber hinaus ein ‚know that‘ beanspruchen – d.h. nicht nur etwas zu tun, sondern zu wissen, was sie tun. Dem kommt Dieter Nittel nun wieder entgegen, wenn er in seinem abschließenden Kapitel über ‚Grenzen und Chancen der Verberuflichung‘ die ‚personenbezogenen Anteile‘ der Profession (S. 237) betont und auf die entsprechende ‚reflexive Professionalität‘ (S. 240) der Beteiligten setzt. Alle jene, die sich mit Erwachsenenbildung und deren Status als Beruf und/oder Profession beschäftigen, sind aufgerufen, sich mit der vorliegenden Schrift auseinanderzusetzen.

Jenny Lüders

Rezension: Johannes Angermüller, Katharina Bunzmann, Martin Nonhoff (Hrsg.): Diskursanalyse: Theorien, Methoden, Anwendungen. Hamburg: Argument Verlag 2001, 258 Seiten. ISBN 3-88619-286-5. Preis: 17,90 Euro

Das Interesse an Diskurstheorie und Diskursanalyse scheint sich über disziplinäre Grenzen hinweg immer weiter auszubreiten. Daraus folgt einerseits, dass wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit dem Phänomen „Diskurs“ willkommen und notwendig sind, andererseits bereiten Vielschichtigkeit und Breite der Diskussionen dem Versuch einer theoretischen Aufarbeitung oftmals Probleme. Auch der von *Johannes Angermüller, Katharina Bunzmann* und *Martin Nonhoff* herausgegebene Sammelband steht zwischen dem Wunsch nach einem „sich formierenden Theoriekanon“ (S.7) und den doch manchmal recht disparaten Ansätzen, die hier unter dem Schlagwort „Diskursanalyse“ vereinigt werden. Um es deshalb gleich vorweg zu nehmen: Wer erwartet, durch die gründliche Lektüre aller Beiträge ein Wissen darüber zu erlangen, was ein „Diskurs“ eigentlich ist und welches Werkzeug dessen Analyse sichert, wird vermutlich enttäuscht. Wer sich jedoch ohne festge-

fügte Erwartung darauf einlässt, den verschiedenen Überlegungen zum Komplex Diskurs/Diskursanalyse/Postmoderne zu folgen, erhält nicht nur vielfältige Anregungen, sondern auch selbst einen Einblick in aktuelle „Diskurse“ der humanities.

„Diskursanalyse: Theorien, Methoden, Anwendungen“ basiert auf ausgewählten Beiträgen zur dritten Internationalen Erlanger Graduiertenkonferenz, die unter dem Titel „PostModerne Produktionen: text – macht – wissen“ im Jahre 2000 stattfand. Dass der rote Faden dieser Auswahl nur schwer erkennbar wird, liegt an einer dreifachen Problematik: Es handelt sich um interdisziplinäre Beiträge, die sich in verschiedensten Feldern der diskurstheoretischen Tradition bewegen (z.T. diese sogar verlassen) und von den Herausgebern weder in Vorwort noch in der Einleitung systematisiert werden. Zwar unterscheidet Angermüller in seiner Einführung zwischen der pragmatistischen Diskursanalyse, die sich auf die Untersuchung von mündlichen Äußerungen interagierender Subjekte konzentriert, und der poststrukturalistischen Diskursanalyse, die gesellschaftliche Regel- und Machtsysteme untersucht. Aber diese beiden großen Traditionslinien werden von den Beiträgen nicht explizit aufgegriffen. Die im Folgenden vorgenommene Zusammenstellung der Artikel folgt deshalb anderen – teils disziplinären, teils theoretischen – Gesichtspunkten:

Einige der sechzehn Beiträge lassen sich im weitesten Sinne der literaturtheoretischen Auseinandersetzung mit „Diskursanalyse“ zuordnen: *Sven Strasen* Skizze für die Untersuchung literarischer Rezeptionshandlungen greift relevanztheoretische Impulse auf. Damit möchte Strasen den in der Literaturtheorie vernachlässigten Rezipienten wieder in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rücken, ohne jedoch auf die traditionellen Code-modelle der Rezeptionsästhetik zu rekurrieren. *Ingo Berensmeyer* bietet eine diskursanalytisch-historische Analyse des Autorbegriffs, um am Ende ein Modell

vorzuschlagen, aus dem eine „Pragmatik von Auktorialität“ entwickelt werden könnte. *Brigitte Kaute* schließlich richtet ihren Blick auf die Existenzbedingungen von Texten und fragt, auf welche Weise ein „Literatur“ genanntes Sprechen reguliert wird. Ihre Antwort zeigt mit Bezug auf Foucaults „Ordnung der Dinge“ drei Formationen fiktionalen Sprechens, die auf einer jeweils spezifischen historischen Ordnung beruhen. Etwas stärker in Richtung literarischer Analysen gehen die Beiträge von *Maximilian Groene* und *Laurenz Volkmann*. Anders als Kaute bezieht sich Groene mit seinen Analysen gesellschaftlicher, auf den Körper zielender Praktiken vor allem auf Werke des mittleren und späten Foucault. Sie werden korreliert mit Romanen *Hervé Guiberts*, die die Konfrontation eines HIV-Infizierten mit seiner Krankheit und ihren Folgen schildern. Zentraler Schnittpunkt ist die Auflehnung gegen das (medizinische) System durch eine „écriture de soi“ – der künstlerisch-literarischen Beschäftigung mit sich selbst. Mit einer anderen Form populärer Literatur beschäftigt sich *Volkmann*. In einer schönen Analyse der Hannibal-Lecter-Trilogie werden zwei Tendenzen postmoderner Unterhaltungstexte vorgeführt: Die Annäherung von Popkultur an die elitäre Kultur und die vermehrte Darstellung exzessiver Gewalt. Obwohl solche postmodernen Gewaltfantasien auch als Gesellschaftskritik lesbar gemacht werden, stellt Volkmann die Frage, ob sie diese subversive Kraft nicht zu Gunsten eines kurzzeitigen, systemkonformen Thrills aufgeben. Die Gemeinsamkeit der Beiträge von *Olaf Kramer*, *Anil Jain* und *Malika Temmar* ergibt sich aus ihrem Bezug zur Rhetorik: Kramer fragt, wieso es in der Postmoderne zur Renaissance der lange gemiedenen Rhetorik kommen konnte, und verfolgt Parallelen zwischen vorsozialistischen rhetorischen Ideen und postmodernen Zweifeln an sicherem Wissen. Rhetorik erscheint dabei vor allem als textkritische Praxis und als erkenntnistheoretisches Modell. Jain sieht demgegenüber in der Fähigkeit von Meta-

phern, Sinn Grenzen zu sprengen und Deutungsprozesse zu initiieren, ein Potenzial hermeneutischer Theoriebildung. Die Französin *Temmar* möchte mit ihrer „philosophischen Diskursanalyse“ zeigen, dass Inhalt und Darstellung eines philosophischen Textes untrennbar miteinander verbunden sind. Ihre Beispielanalyse der Metaphysischen Meditationen von Descartes hätte dabei gerne noch etwas weiter ausgeführt werden können.

Weiterhin gibt es eine Reihe von Beiträgen, die man schlicht als theoretische Auseinandersetzungen mit der Postmoderne bezeichnen könnte: *Fredric Jameson* sieht einen Wechsel von der Betonung der Zeitlichkeit in der Moderne zu einer Betonung der Räumlichkeit in der Postmoderne und reflektiert die Effekte der spezifischen Zeitlichkeit unseres sozioökonomischen Systems. Die Tendenz der existenziellen Zeit, sich auf eine Gegenwart zu reduzieren, illustriert er am Film „Speed“. *Ulf Schulenberg* beschäftigt sich mit der Stellung Adornos in der Postmoderne. In kritischer Auseinandersetzung mit dessen postmarxistischer Rezeption in Amerika geht er davon aus, dass Adornos Theorien in ihrer spannungsreichen Auseinandersetzung mit „Totalität“ und „Differenz“ immer noch Aktualität beanspruchen können. *Marian Füssel* setzt sich mit Michel de Certeau auseinander. Certeau sieht in der Geschichtsschreibung das Modell einer bedingten Produktion der Vergangenheit, das er auf eine allgemeine Theorie der Praktiken überträgt. Jene Praktiken sind Ausgangspunkt für die Initiierung von Widerstandspotenzialen gegenüber einer totalen Determinierung. Auch *Barbara Rößer* geht es um Widerstandspotenziale: Mit Bezug auf die Foucaultsche Machttheorie stellt sie überzeugend dar, wie neuere betriebliche Personalstrategien darauf zielen, Subjektivität beim Arbeitnehmer herzustellen und als Mittel der Leistungssteigerung zu instrumentalisieren. Dass Rößer bei ihren Gedanken über Möglichkeiten subjektiven Autonomiegewinns auf den Begriff der „Bildsamkeit“ (Fichte) stößt, erscheint na-

heliegend; diese offensichtliche Verbindung zu bildungstheoretischen Reflexionen könnte weiter ausgebaut werden. *Thomas Höhnes* Beitrag ist keinem dieser Felder zuzuordnen: Im Rahmen konstruktivistischer Theorien denkt er darüber nach, wie Konstruktionen „sozialer Wirklichkeit“ besser analysiert und verstanden werden könnten.

Besonders positiv hervorzuheben sind zuletzt die Artikel von *Martin Nonhoff*, *Daniel Wrana* und *Johannes Angermüller*. Alle drei beschäftigen sich mit einer sozialwissenschaftlichen Diskursanalyse, die in unterschiedlicher Gewichtung theoretisch-methodisch reflektiert und praktisch-analytisch angewandt wird. Angermüller schlägt in seiner „Theorie einer textpragmatischen Diskursanalyse“ vor, Bourdieus Feldtheorie um eine pragmatische Komponente zu erweitern. Durch das Konzept der „Enunziation“, die indexikalisch auf ihren unwiederholbaren Äußerungskontext verweist, soll dem in Bourdieus strukturell orientierter Feldtheorie ausgeklammerten Problem irreversibler Zeitlichkeit begegnet werden. Angermüllers Perspektive ist dabei eine Analyse diskursiver Räume, die genau dieser Heterogenität von irreversibler Ereignishaftigkeit und reversibler Narrativität Rechnung trägt. *Wrana* führt in Anschluss an die strukturelle Mythologie Georges Dumézils eine (Diskurs-)Analyse der platonischen „Politeia“ durch. Darin zeige

sich eine Grundstruktur von Gesellschaft, die der dreigliedrigen indoeuropäischen Formation entspreche und ebenso mit Modellen der Herrschaft, der Subjektivierung und der Ästhetik verbunden sei. Zugleich würden in der *Politeia* durch Erziehungs- und Bildungsmodelle neue Formen der Subjektivierung etabliert. Diese auf Wahrheit und äußerliche Macht bezogenen Modelle kontrastiert *Wrana* abschließend mit einem anderen, von Foucault im Symposium-Dialog Platons gefundenen Subjektivitätsmodell. Dass sich die breitere Diskussion des in Deutschland bislang wenig rezipierten Ernesto Laclau lohnen könnte, macht der Artikel von Nonhoff deutlich. Der Verfasser zeigt, wie der Begriff der „Sozialen Marktwirtschaft“ in Anschluss an Laclau als ein „flottierender“ bzw. „leerer Signifikant“ gefasst werden könnte. Sehr gelungen ist dabei vor allem die Verbindung von Theoriedarstellung und beispielhafter Anwendung, die zum Vorschlag einer kritischen Revision der Laclauschen Begrifflichkeit führt.

Insgesamt bietet der Sammelband keine genauere Umgrenzung des Arbeitsfeldes „Diskursanalyse“, sondern spiegelt eher die von Angermüller konstatierte „unübersichtliche Lage“ (S.7) wider. Trotzdem ist die Lektüre vieler Artikel spannend und bietet eine bemerkenswerte Bandbreite von Ansatzpunkten, an die sich mit eigenen Interessen anknüpfen lässt.